Top. o.
30/1

~~F XXXIII 22.~~
~~35~~
Zürich

(Gesch. im Oct. 1837 v. Schoenbein)

Verfasser:

Carl Friedr. Ludw. Löw v. u. zu Steinfurth.

Sep. a.
307.

Zürich

im Jahre 1837.

Nach den

natürlichen und geselligen Verhältnissen

geschildert

für Einheimische und Fremde.

J. L. Schönlein

Zürich,

Buchhandlung Franz Hoffmann.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Lage und Inneres der Stadt.

Benvenuto Cellini sagt im achten Kapitel des zweiten Buchs seiner Lebensbeschreibung: „Wir gelangten nach Zürich, einer wunderswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein." Hat er damit die Bauart gemeint, so kann man ihm heut zu Tage nicht mehr beipflichten; redet er aber von der Lage und Umgebung, so verdient sein Ausspruch völlige Zustimmung.

Zürich liegt an der nördlichen Endspitze des gleichbenannten Sees, theils auf seinem Gestade, theils zu beiden Seiten der herausströmenden Limmat. Der See zieht sich in unbeträchtlicher Breite, mehr einem ruhigen Strome gleichend, drei Stunden weit in südlicher Richtung von der Stadt ab und beugt dann nach Osten. Die Limmat behält, so lange sie die Stadt durchschneidet, jene Richtung des Sees bei, nimmt aber dann die westliche an und bleibt ihr getreu bis zur Vereinigung mit der Reuß und Aar, sechs Stunden von Zürich.

Die nächsten Umgebungen der Stadt, des Sees und der Limmat bestehen aus sanften Hügeln, welche ein buntes

Gemisch von Rebgeländen, Obstgärten, Wiesen, kleinen Gehölzen und zahllosen zerstreuten Wohnungen auf ihren Rücken und Abhängen tragen. Auf dem rechten Ufer des Sees und der Limmat erheben sich diese Hügel allmählig zu höheren, mit Buchenwaldung bedeckten Bergen; auf dem linken Ufer bildet die schroffere, meist von Tannenwäldern beschattete Gebirgswand des Albis und Uetli die Gränze des breiten lieblichen Thals.

Wie die Umgebungen der Stadt, so ist auch der Boden selbst, auf welchem sie steht, sehr hügelig, und nur der westliche Theil bildet eine kleine Fläche. Der Umfang Zürich's wurde früher durch die Festungswerke bestimmt. Seit einigen Jahren hat man jedoch deren Demolition begonnen, und so fängt schon jetzt die Stadt an, in die rund um sie her gelegenen Häusergruppen überzugehen.

Die Bauart anlangend, bietet, wie schon bemerkt ward, die innere eigentliche Stadt wenig Erfreuliches dar. Die Straßen sind größten Theils schmal, krumm, uneben, die Häuserreihen ununterbrochen. Es existiren Gäßchen, welche von Wohlbeleibten kaum zu passiren sind. Nur in dem westlichen Theile findet man gradere Straßen; auch sind hier und auf den östlichen Anhöhen die Wohnungen von Gärten umschlossen. Für die Reinigung der Gassen geschieht nicht Hinreichendes und das Pflaster läßt noch gar vieles zu wünschen übrig. Die einzelnen Häuser sind meist vier bis fünf, öfter sechs Stockwerke hoch, diese selbst niedrig, die Treppen steil und schmal,

die Vorplätze eng, die Fenster in Quadratform. Selten trifft man Gebäude, die durch alt-reichsstädtische Bauart oder durch edle großartige Dimensionen erfreuen. Doch verdient rühmliche Erwähnung, von öffentlichen Gebäuden das Großmünster, im byzantinischen, das Fraumünster und die Predigerkirche, im gothischen Style erbaut, das Zunfthaus zur Meise, das Rathhaus, und von Privatwohnungen das Bodmersche Haus unweit der Sihlpforte, die Krone und das gegenüber gelegene Haus des Herrn Escher.

Mit manchen Verschönerungen der Stadt ist man gerade jetzt beschäftigt. Eine zierliche steinerne Brücke, ein breiter Quai, dem Limmat- und Seeufer entlang, ein Hafen, ein stattliches Posthaus, ein Kaufhaus, ein wahrhaft prachtvolles Spital, ein Gymnasium, ein Universitätsgebäude, ein Lokal für Taubstummen- und Blindeninstitut, sind theils schon der Vollendung nahe, theils begonnen, theils wenigstens im Plane entworfen, und werden die Stelle früherer mangelhafter Bauwerke auf würdige Weise ersetzen.

Auch unter den paar hundert Häusern, welche im letzten Triennium rund um die Stadt her errichtet worden, zeichnen sich nur einzelne, in jüngster Zeit erbaute, durch geschmackvolle Architektur aus. Dazu kommt der häßliche Brauch, ohne alles Alignement zu bauen. Der altdeutschen Sitte getreu, von der schon Tacitus redet, baut jeder, ut fons, ut nemus placuit, der eine dicht an die Straße, der andere zehn, der dritte zwanzig Schuh von ihr entlegen, der eine in größerer, der

andere in geringerer Entfernung von seinem Nachbar. Wie sehr ist zu wünschen, daß bei der sich mehr und mehr steigernden beispiellosen Baulust durch strenge Gesetze die Gelüste der Einzelnen dem Besten des Ganzen aufgeopfert werden.

Finden Verehrer der Baukunst vorerst wenig Genuß bei Durchwanderung Zürich's, so bietet das rege Wogen und Treiben der Menschen auf Straßen und Marktplätzen, Fluß und See, eine Folge der kommerziellen Betriebsamkeit, schon Interessanteres dar. Noch mehr aber dürfen Freunde landschaftlicher Schönheiten erwarten. Wenige Städte gleichen Umfangs mögen in ihrem Innern selbst so manches pittoreske Bild darbieten. Die spiegelklare, pfeilschnell strömende Limmat, drei Kanäle mit fließendem Wasser, die Stadt durchschneidend oder begränzend, die sanften Anhöhen, meist mit einer Kirche oder einer stattlichen Gruppe von Linden gekrönt, die lieblichen Obst= und Weingärten im westlichen Theil und auf der östlichen Hügelreihe, bilden überall die zierlichsten kleinen Gemälde, See, Gebirge und Alpen bald den großartigsten Hintergrund, bald die anmuthigste Fernlandschaft.

Ein Spaziergang durch und um die Stadt gewährt eben daher vielfachen Genuß. Man beginne ihn etwa auf dem Lindenhofe, einer Anhöhe fast im Mittelpunkte gelegen, von einem Hain majestätischer Linden bedeckt und so gleichsam die Krone der Stadt bildend. Der Gang unter den riesenhaften Bäumen auf wohlgebahnten, mit Ruhebänken versehenen Pfa=

den ist ebenso herrlich, als die Aussicht auf Stadt, Fluß, See und Gebirge.

Auf steilem Abweg gelangt man zur Limmat und wandelt an ihrem Ufer aufwärts bis dahin, wo sie den See verläßt. Eine Brücke führt dort auf die Insel, welche die Bauschanze genannt wird und vor Kurzem gleichfalls zu einer Anlage umgeschaffen worden. Hier rückwärts die Limmat hinunter ein reizender Blick in das Innere der Stadt, auf die beiden Brücken und den Wellenberg, einen Kerkerthurm, abenteuerlich aus den Fluthen der Limmat hervorragend.

Nun wende man westlich am Stadthaus vorbei und ersteige den benachbarten Hügel, auf welchem der Baugarten, ein Vergnügungsort, gelegen. Er bietet die ausgebreitetste Fernsicht über den See, die umgebenden Hügel und Berge und die im Süden aufragende Kette der Glarner, Urner und Unterwaldner Hochgebirge.

Auf dem westlichen Abhang des Baugartens herabsteigend erreichen wir dann einen der schon erwähnten Kanäle, den Fröschengraben, und erblicken, ihm folgend, bald zur Linken eine Linde, die an Größe und Schönheit ihres Gleichen sucht. Weiterhin versäume man nicht, von Strecke zu Strecke rückwärts zu schauen. Die genannte Linde, ein alter Thurm in der Nähe des Baugartens und ein paar sich drüber erhebende Alpenberge bilden das zierlichste Gemälde.

Jetzt wenden wir links nach dem Thalacker, Zürich's brei-

tester und gradester Straße, und gelangen am schönen Bodmerschen Hause vorbei auf das Bollwerk der Katze. Ein vollständiges Panorama über die Stadt und die ganze Umgegend öffnet sich hier. Nach Norden und Westen enthüllt sich das heitere, sanfte Limmatthal und das düstre vom steilen Albis begränzte Sihlthal.

Dem Sihlkanal entlang wandre man nun in östlicher Richtung bis zur Limmat. Einige Mühlen in der Tiefe, das Zuchthaus, das Rennwegthor und das Waisenhaus auf einer Anhöhe zur Rechten, bilden artige Parthien. Auf schmalem Steg überschreitet man dann, schöner Blicke den Fluß auf- und abwärts genießend, die prächtig schäumende Limmat, wandert an der großen und höchst sehenswerthen Fabrik des Herrn Escher vorbei und ersteigt auf steinernen Stufen das nahe gelegene Kronenbollwerk. Von da führt ein reizender Fußpfad auf dem Rücken des Hügels der Stadt entlang nach dem Rämibollwerk. Hier ist es, wo Bodmer's Haus steht, hier der Punkt, den Göthe noch kurz vor seinem Tode durch die reizendste Beschreibung verherrlicht. Hören wir ihn selbst.

„Bodmer wohnt in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größeren oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir, und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmuthig eine Vorstadt theils in

aneinander geschlossenen, theils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten."

„Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein munterer Greis von mittlerer Statur entgegen kam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lang gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen."

„Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe."

„Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterm Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des

Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links, einen Theil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannigfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirge, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte."

Auf kleinen Stufen hinab- und dann wieder etwas emporsteigend gelangt man nun in Kurzem auf die hohe Promenade, mit einer Lindenallee geziert und abermals liebliche Blicke auf Stadt und See darbietend. Von dort ist dann bald wieder das Ufer der Limmat erreicht, welchem folgend wir zu der unteren Brücke, dem würdigen Schlußstein unserer Wanderung, gelangen. Das Fraumünster, die Peterskirche und die Meise zur Rechten, das Rathhaus, das Großmünster und die Wasserkirche zur Linken, der Wellenberg und die obere Brücke in der Mitte, die Limmat zu den Füßen, See und Alpen im Hintergrund bilden hier ein köstliches Gemälde, das beim Mondschein, wenn die Häusergruppen zu großen Massen verschwimmen, etwas ganz Zauberisches erhält und mit Ansichten Venedigs verglichen wird.

Nähere Umgebungen.

Wenn es eine sehr richtige Bemerkung ist, daß man ein Landhaus nicht an der Stelle des Landguts erbauen sollte, von welcher sich die schönste Aussicht öffnet, weil eben auch für das Schönste der Sinn durch fortwährendes Anschauen abgestumpft wird, so darf man das Gleiche wohl von der Lage der Städte sagen und behaupten, daß die den Vorzug verdienen, bei welchen sich zwar in der nächsten Umgebung Schönes, allein das Schönste doch erst in einiger Entfernung findet. Kommt dann noch hinzu, daß sich dieses Entferntere schnell und bequem erreichen läßt, so bleibt kaum etwas zu wünschen übrig.

In diesem Falle befindet sich nun gerade unser Zürich. Es bietet in seiner nächsten Nähe viel Liebliches, ja einiges ganz Ausgezeichnete, das Größte und Schönste dagegen ist doch schon in der Entfernung von mehreren Stunden. Aber auch dieses läßt sich in den Kähnen der pfeilschnellen Limmat, auf dem Dampfboot des Sees, in den trefflich eingerichteten Eilwagen so leicht erreichen, daß die Entfernung wieder fast gänzlich verschwindet.

Wir reden zuerst von den **nähern** Umgebungen.

Unmittelbar an die alten Festungsgräben schließt sich der sogenannte Platz an, eine Promenade auf einer Halbinsel, welche die Limmat und Sihl bilden. Ungeheure Baumgänge von Linden, Kastanien und deutschen Pappeln führen zu ihr. Die Anlage selbst besteht nur in einem zu gewaltiger Höhe herangewachsenen Bosquet, das von vielfachen Fußpfaden durchkreuzt ist und selbst in den heißesten Sommertagen die lieblichste Kühlung bietet. An einem der schattigsten Plätzchen steht ein einfaches Denkmal, dem Dichter Geßner geweiht. Freunde der Einsamkeit genießen des Vortheils, in diesem Haine meist nur wenige oder gar keine Menschen zu treffen.

Dem Platze ähnlich ist das Sihlhölzli, eine Viertelstunde von der Stadt auf einer Insel der Sihl gelegen. Herrscht im Platze das Laubholz vor, so findet man hier einen Wald riesenhafter Tannen.

Von dort nach Süden wendend liegen auf dem linken Ufer des Sees inmitten von Rebhügeln das Bürgli, das Lavatergütchen und der Freudenberg, Erholungsorte, liebliche Aussichten auf See und Sihlthal darbietend. Nahe bei ihnen sieht man die schönen Landhäuser der Herren Bodmer, Escher und v. Muralt. Die beiden ersten erfreuen durch Eleganz, das dritte durch großartige Dimensionen, denen leider das Innere, der Hof, die Treppen, die Vorplätze und Gänge nicht entsprechen. In den umschließenden Anlagen vermißt man mit Bedauern schattige Bosquete. **Nützliche** Wein-

und Obstgärten haben den Vorzug vor dem Schönen und Angenehmen erlangt. Ein Uebelstand, der sich leider bei den meisten Zürcherischen Landgütern findet.

Am Bürgli vorbei führt ein Weg in das Sihlthal hinüber. Man gelangt zu einer Fähre, gewinnt das andere Ufer und wandelt bald über von Wald umschlossene Wiesen, bald durch Tannengehölz nach dem Höckler, einem Vergnügungsort, am Fuße des steilen Uetli gelegen. Zierliche Fußpfade führen auf die Höhen, wo sich die köstlichste Aussicht in das einsame wald- und wiesenreiche Sihlthal und drüber hinaus auf Stadt, See und Gebirge öffnet.

Auf steilem Treppenpfad erreicht man in einer Viertelstunde die wenigen Trümmer des Schlosses Maneck. Hier hauste der berühmte Minnedichter, Ritter Manesse von Maneck, dessen Gedichte noch jetzt handschriftlich in Paris aufbewahrt werden. Die Aussicht ist von unbeschreiblicher Pracht und Mannigfaltigkeit. Nahe der Burg sprudelt ein Quell aus dem Felsen hervor. Von gewaltigen Bäumen umschattet bot er früher den anmuthigsten Ruhepunkt. Unbarmherzige Forstmänner haben ihn jetzt seiner kühlen Umgebung beraubt.

Ein anderer beschwerlicher Treppenpfad führt durch dichtes Buchengehölz in einer halben Stunde auf die Höhe der Albiskette. Hat man den Rücken erreicht, so wende man links und betrachte die wenige Schritte entfernte Faletsche, einen interessanten Bergsturz von beträchtlichem Umfang. Wieder zurückkehrend gelangen wir dann, immer auf der Bergkante

fortwandelnd, in einer halben Stunde zum Fuße der Kuppe des Uetlibergs. Einer ungeheuren Bastion ähnlich erhebt sie sich steil über den fast horizontalen Kamm der Bergkette. In einer Viertelstunde ersteigt man sie auf dem Fahrweg, in kürzerer Zeit auf einem, schwindlichten Wanderern nicht zu empfehlenden Felspfad. Auf dem Gipfel steht eine kleine Schenke nebst Thürmchen zum Genusse der Aussicht. Diese selbst darf den schönsten Fernsichten der Schweiz an die Seite gestellt, ja manchen vielgerühmten, wie der des Weißensteins, des Saleve, des Gäbris vorgezogen werden. Man überschaut die ganze Kette der Schneegebirge vom Säntis bis zum Stockhorn in einer Erstreckung von vierzig bis fünfzig Stunden, vor allem die Riesen des Berner Oberlandes, das Schreckhorn, Wetterhorn, Finsteraarhorn, die Jungfrau und Blümlisalp; dann das terassenartig in endloser Mannigfaltigkeit abfallende Vorgebirge; zu den Füßen den ganzen Züricher See mit seinen lachenden Ufern; im Norden ein unermeßliches Hügel- und Flachland, von den Gebirgen des Jura und Schwarzwalds begränzt. Auf einem kürzeren, aber beschwerlichen Fußpfad kehrt man nach der Stadt in einer Stunde zurück.

Wenden wir uns nun auf das rechte See- und Limmatufer, so verdient vor allem das liebliche Seefeld rühmliche Erwähnung. In zierlichen Gondeln wird es in einer Viertelstunde von der Stadt aus erreicht und unter Pappeln und Trauerweiden sitzend genießt man des reizendsten Blicks über

die Fläche des Sees, Stadt und Albisgebirg. Ist der Seespiegel von der scheidenden Sonne vergoldet und bilden am Donnerstag und Freitag Abend zahllose größere und kleinere Marktschiffe, nach der Stadt hinziehend oder von ihr heimkehrend, mannigfaltige Staffage, so gewinnt das anmuthige Gemälde noch bedeutend.

Gar manche treffliche Aussichtspunkte bietet sodann das rechte Thalgelände selbst dar. Wir nennen das Burghölzli, dessen Gipfel man auf schattigem Waldpfad erreicht, den Sonnenberg, das Platanengütchen, das Försterhaus, das Schlößli, die Hochwacht des Zürichbergs, sämmtlich in einer halben Stunde von der Stadt aus erreichbar. Den Rücken der letztgenannten Orte umschließen große Buchen- und Eichenwälder, hie und da von Wiesen unterbrochen und einsamen Pfaden durchschnitten.

Lieblingspunkt für die spazierenden Züricher ist jedoch die Weid, ein Erholungsort, seit Kurzem auch zur Aufnahme von Fremden für längere Zeit behaglichst eingerichtet. Man erreicht ihn binnen einer Stunde, anfangs dem Laufe der Limmat folgend, dann eine Anhöhe zur Rechten ersteigend. Zu den Füßen das Thal der Limmat und der Fluß selbst, von Häusergruppen begleitet, im Mittelgrunde die Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, hinter ihr der See bis da, wo er nach Osten beugt, die beiden Thalwände des Sees in malerischer Verkürzung und zwischen ihnen die Hochalpen vom Glärnisch bis zum Titlis bilden freilich ein Gemälde von unbeschreib-

licher Anmuth. Gleichwohl möchten wir dem Höckler die Krone zuerkennen. Ist auch die Fernsicht beschränkter, so entschädigen doch reichlich die stattlichen Baumgruppen im Vordergrund, die auf der Weid gänzlich fehlen, und der Blick in das einsame Sihlthal, der besonders des Gegensatzes wegen einen äußerst wohlthuenden Eindruck macht. Denn immer geht es ja so. Wohnt man in engem Thal, so werden die Höhen erstiegen, um in die Ferne zu schauen; wohnt man in offner, belebter Umgebung, so werden die stillen einsamen Plätzchen gesucht.

Entferntere Umgebungen.

Daß es wenige Länder, ja kaum ein Land Europa's gibt, welches dem Beobachter der Natur und des Menschen auf kleinem Raume soviel Bedeutendes darbietet, wie die Schweiz, darf man mit Dreistigkeit behaupten und wird durch die Schaaren von Reisenden, die alljährig das Land überschwemmen, bestätigt.

Rücksichtlich der Natur, welcher endlose Wechsel und Reichthum! Vom lieblichsten Flach- und Hügelland bis zu den höchsten Eisgipfeln, von den sanftesten Thälern bis zu den schauerlichsten Fels- und Gebirgsschluchten, von der üppigsten Vegetation Italiens bis zur völligen Erstarrung alles organischen Lebens, vom mildesten Klima der lombardischen Seen bis zur ewigen Winterkälte. Und alles dieses in einem Raume vereinigt, dessen Breite sich in zwei, dessen Länge sich in drei Tagen durchreisen läßt. Auf jedem einzelnen Landstrich aber wie vieles zusammengedrängt! Nicht daß man, wie in andern Ländern, immer wieder einige oder gar viele Stunden fortziehen muß, bis man einen neuen Punkt

von Bedeutung findet: in jeder Viertelstunde, ja fast jeder Minute fesselt den Wanderer ein schöner oder interessanter Gegenstand.

Das menschliche Treiben aber anlangend, welche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen! Deutsche, Italiäner, Romanen, Franzosen nahe beisammen, alle mit ihren schroffsten Nationaleigenthümlichkeiten; Hirtenvölker, auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehend, in patriarchalischer Einfachheit lebend, kultivirtere Landbauer und fast überkultivirte Handelsstaaten; finsterster Katholizismus, Kloster- und Mönchthum in seiner schroffsten Gestalt, nüchternster Calvinismus, freiste Kirchenverfassung, religiöse Sekten jeder Art in buntem Gemisch; einfachste Demokratie, Arristokratien von jeder Schattirung und Abstufung, ja selbst ein Anomalon von Monarchie, zu einem Staatenbunde verschmolzen.

Fast im Mittelpunkt dieser endlosen Mannigfaltigkeit liegt unser Zürich, und so begreift man, daß es leichter ist, die Schilderung seiner interessanten Umgebungen zu beginnen als zu enden. Um nicht eine Beschreibung der ganzen Schweiz zu liefern, wollen wir uns auf das beschränken, was in einem Tag zu erreichen ist, auch hier bloß das bedeutendste nennen und selbst dieses nur in allgemeinen Zügen schildern.

Fangen wir mit der westlichen Richtung an, so geleitet uns das liebliche Limmatthal zunächst nach dem Kurorte Baden. Zwei Wege auf beiden Ufern der Limmat, der eine kürzer und bequemer, der andere schöner und abwechselnder

führen dorthin. Allein weit vorzuziehen, ja ganz einzig in ihrer Art ist die Fahrt auf dem reißenden, vielfach gewundenen, bis auf den Grund durchsichtigen Fluß. In langen schmalen Kähnen legt man binnen zwei Stunden die mehr als drei Meilen betragende Strecke zurück, vorüberschießend an einer Reihe malerischer Landschaften, die je nach den steileren oder flacheren Ufern bald einen wilden, düstern, bald einen sanften Charakter tragen. Meist strömt das Wasser in großer Fülle. Hie und da aber, wie im „Kessel" und bei dem reizend gelegenen Kloster Wettingen treten Felsblöcke und Riffe hervor, über welche der Fluß schäumend und zischend und bis in das Schiff aufspritzend dahinbraust, so daß nur der kundigste Fährmann, bald rechts bald links beugend, das tanzende Fahrzeug hindurch zu leiten vermag.

Die Lage von Baden selbst ist ausgezeichnet schön. Waldige Berge von beträchtlicher Höhe und den mannigfaltigsten Formen umschließen die Stadt und die Bäder. Auch für das Leibliche ist durch vorzügliche Gasthöfe trefflich gesorgt.

Von Baden erreicht man in zwei Stunden immer der Limmat folgend das Dörfchen Windisch, wo die drei Hauptströme der mittleren Schweiz, die Aar, Reuß und Limmat, sich vereinigen. Nahe gelegen ist Königsfelden, berühmt durch Kaiser Albrechts Tod, das Bad Schinznach, die malerischen Trümmer des Schlosses Habsburg und das reiche prachtvolle Kloster Muri.

Nach Baden zurückkehrend wenden wir nun nach Osten

und ersteigen auf steilem Waldpfad die Hochwacht des Lägern. Eine prachtvolle Aussicht von ungeheurem Umfang öffnet sich hier. Auch der Berg selbst ist interessant. Er ist der letzte Ausläufer des Juragebirges und zieht sich in einer Höhe von 3000 Fuß und in der Form eines starkgeneigten Dachs zwei Stunden weit fort, so daß er, von Osten und Westen gesehen, als eine spitze Pyramide von kleinem Umfang, von Süden und Norden als ein beträchtliches Längengebirge erscheint. Seine Abhänge sind mit dichten Buchenwäldern bedeckt.

Auf der östlichen Endspitze liegt das Schloß Regensberg, ehemals der Sitz der gleichnamigen Dynasten und noch jetzt in baulichem Stande erhalten. Man zeigt die Gemächer, den Thurm und einen Brunnen von gewaltiger Tiefe. Das daneben liegende Städtchen hat das abenteuerlichste Ansehen. Es besteht aus etwa vierzig Häusern, welche im Kreise aneinander anschließend auf der äußersten Kante des steilen abgestumpften Bergkegels stehen und so nach innen einen Raum von elliptischer Form bilden, der sich als Marktplatz darstellt, zugleich aber die einzige Straße des Städtchens ist. Die alte und ärmliche Bauart der meisten Häuser und zahllose Sand-, Schutt-, Lehm-, Stein-, Koth- und Dunghaufen, welche fast den ganzen Marktplatz bedecken, erhöhen das Sonderbare des Anblicks.

Von Regensberg gelangt man in zwei Stunden in das Rheinthal, reich an pittoresken Landschaften, unter denen die Lage des Städtchens Eglisau und des Klosters Rheinau

höchst ausgezeichnet. Ja selbst der weltberühmte Rheinfall läßt sich in einem halben Tage von Zürich aus erreichen.

Mehr nach Osten uns wendend verdient Winterthur weniger wegen seiner Lage, als wegen seines freundlichen Innern und weil es der Wohnort des trefflichen Dichters Ulrich Hegner, einen Besuch. Eine Stunde von dort liegt malerisch das Stammschloß der Grafen von Kyburg noch völlig erhalten. Auch das Tößthal, welches hier herabzieht und die Umgebungen des benachbarten Greifen- und Pfäffikersees bieten einzelnes Schöne dar.

Reichere Ausbeute liefern aber die Ufer des reizenden Zürichsees. Sie sind ebenso sehr durch ihre Naturschönheit, als durch den hohen Grad des Anbaus und die Bildung und Wohlhabenheit der Bewohner ausgezeichnet. In einer Strecke von sechs Stunden auf dem rechten und von fünf Stunden auf dem linken Ufer kann man keine hundert Schritte wandern, ohne ein freundliches, reinliches Haus und keine halbe Stunde, ohne ein stattliches Dorf zu passiren. Vor allen glänzen Männedorf, Stäfa, Horgen und Wädenswyl. Sie bieten, was man nur in Deutschland von kleineren Städten verlangt; ja in Wädenswyl findet man zeitweise eine Schauspielertruppe und ständig ein Liebhabertheater.

Diesen Zustand verdanken die Umwohner des Sees nicht einer großen Ergiebigkeit des Bodens; denn das Erdreich ist schwer und bedarf der emsigsten Bearbeitung. Sie verdanken sie einzig ihrer rastlosen Betriebsamkeit und in Folge dieser der Ver-

einigung aller Nahrungszweige. Viehzucht, Weinbau, Ackerbau und Fabrikation werden fast von jedem neben einander betrieben. Ruht in Folge der Jahreszeit oder Witterung die eine Beschäftigung, so tritt die andere an die Stelle, so daß von Müßiggehen niemals die Rede sein kann.

Was die landschaftlichen Schönheiten betrifft, so bietet zwar der ganze Weg um den See fortwährend die schönsten Bilder dar. Doch verdienen die Umgebungen von Richterswyl den ersten Platz und nächst ihnen eine Auszeichnung auf dem rechten Ufer die Aussicht vom Schulhaus in Zollikon, die umfassende Fernsicht vom Pfannenstiel bei Meilen, und die Lage von Rapperswyl; auf dem linken Ufer das reizende Nydelbad, die waldige Halbinsel Au, von Klopstock besungen, der einsame Wädenswyler Tobel und die abenteuerlich in ihm gelegene Eumühle; im See selbst die Insel Aufnau, Ulrich's von Hutten angeblicher Begräbnißort.

Von Rapperswyl und Richterswyl erreicht man nach Süden hin in wenigen Stunden den Etzel, mit entzückender Aussicht über den ganzen Zürichsee, das prächtige Kloster Einsiedeln, von zahllosen Gläubigen aus allen Theilen Europa's besucht, und die romantischen Alpenthäler von Iberg und Wäggi, unzugänglich für Wagen, wenig von Fremden besucht, von einem schönen, heitern, kräftigen, fast noch im Naturzustande lebenden Hirtenvolke bewohnt. Im Osten von Rapperswyl locken der nahe Wallenstadter See und das

Glarner Thal, an wilder Großartigkeit dem Schönsten, was die Schweiz enthält, gleichkommend.

Wenn im Limmatthal und an den Seeufern im Ganzen das Liebliche vorherrscht, so trägt dagegen das Sihlthal, der treue Begleiter des Sees in einer Erstreckung von sieben Stunden, durchweg einen düstern Charakter. Schroffe Berg- und Felswände von mittlerer Höhe, mit ungeheuren Tannen- und Buchenwäldern bedeckt, schließen es zu beiden Seiten ein. Im Flußbett liegt Felsblock auf Felsblock, die trübe Farbe des Wassers erhöhet das Düstre, und menschliche Wohnungen fehlen manchmal Stunden lang. Bis nach Langnau, zwei Stunden von Zürich führt noch ein bequemer Fahrweg. Von da nach Sihlbruck wandert man abermals zwei Stunden auf schmalen wenig betretenen Fußsteigen. Dann treten bald die Thalwände so nahe zusammen, daß gar kein Raum für den Weg bleibt, und erst weiter oben führt streckenweise wieder ein beschwerlicher Fußpfad am Ufer des wilden Bergstroms hin. So gelangt man zu dem Hirschensprung, wo eine ganze Felswand, in den Fluß gestürzt, nun eine Brücke über denselben bildet; dann zu der malerischen Finsterseebrücke nahe bei dem freundlichen Kurort Hütten; weiter zu dem abenteuerlichen Zittersteg, aus einer ungeheuern Tanne bestehend, die beim Hinüberschreiten sich in starker Schwingung auf und niederbewegt; noch weiter nach dem Weiler Schindellegi, wo die nördliche Thalwand so tief sich hinabsenkt, daß man sie in einer Minute ersteigen und der prachtvollsten

Aussicht über den ganzen See genießen kann, endlich zu der romantischen Teufelsbrücke am Fuße des Etzels. Von dort wendet das Thal in südlicher Richtung nach Iberg und wird flach und einförmig.

Westlich vom Sihlthal lockt vor allem der Zuger See mit seinen reizenden Umgebungen. Zwei Wege, jeder von eigenthümlicher Schönheit, der eine über den Albis, der andere über Horgen, führen zu ihm. Auf diesem erfreut die herrliche Aussicht von der Horger Eck, das einsam romantische Sihlbruck und der Baarer Boden, bedeckt von einem Wald von Obstbäumen, auf jenem die berühmte Fernsicht von der Albishochwacht, welche die des Uetlibergs in einiger Rücksicht übertrifft.

Von Zug erreicht man in vier Stunden den Gipfel des Rigi, der regina montium, wie Freunde schöner Fernsichten seinen Namen erklären, und in gleicher und kürzerer Zeit Brunnen und Küßnacht, bedeutende historische Erinnerungen weckend. Hat man hier die ernsten Umgebungen des Vierwaldstätter Sees hinreichend betrachtet, dann ziehen den Wandrer zwei Magnete von gleicher Stärke in südlicher Richtung, ein Meer von Lieblichkeit über den Gotthard zu den lombardischen Seen, und ein Ocean von Großartigkeit über den Brünig ins Berner Oberland. Schwer wird es ihm werden, solchen Anziehungskräften Widerstand zu leisten.

Die Bewohner.

Wenn wir von Lage und Umgebungen Zürich's nur Rühmliches berichtet haben, so wünschten wir ein Gleiches in Betreff seiner Bewohner thun zu können. Wie denn aber alles Menschliche unvollkommen ist, so werden hier auch manche Schattenseiten berührt werden müssen. Doch soll unser Streben nach Gerechtigkeit um so eifriger sein, als wir in vollem Maaße erkennen, wie leicht man bei Beurtheilung eines Volkscharakters einseitig wird und wie man sich nur zu gerne verleiten läßt, einzelne Erscheinungen zu allgemeinen Gesetzen zu erheben.

Mit dem Aeußern beginnend müssen wir gleich mit Bedauern aussprechen, daß sich die Züricher, insbesondere das schöne Geschlecht, seltene Ausnahmen abgerechnet, nicht durch Schönheit auszeichnen. Ein kenntnißreicher Anatom hat mir versichert, daß ihm fast noch kein Züricher Schädel von reiner Bildung vorgekommen. Vor allem sei ein Vor=

ragen des Unterkopfs, welches eben jede edlere Form unmöglich mache, sehr gewöhnlich. Nur die Augen der Frauen werden von Kennern des Schönen gepriesen; sie zeichnen sich durch Lebhaftigkeit aus und erinnern an Italiens Nähe.

Als Ursache der vorherrschenden Häßlichkeit wird öfter das Klima, der große Wasserreichthum der Umgebungen, die dichten Herbstnebel angeführt. Allein ungesund ist das Klima von Zürich doch nicht, Krankheiten sind im Verhältniß nicht häufig. Eher möchten wir daher die Ursache bei den niederen Volksklassen in der sitzenden Lebensweise finden, die durch die blühende Industrie vorherrschend geworden; für die höheren Stände aber in den häufigen Heirathen zwischen nahen Verwandten. Daß dieses letztere allmählig das Geschlecht verhäßlicht, ist von den Naturforschern anerkannt; daß es aber in Zürich besonders früher sehr gewöhnlich war, kann man schließen aus der ungeheuren Ausdehnung gewisser Familien und der Häufigkeit mancher Geschlechtsnamen. Denn so mögen z. B. des Namens Schultheß wohl hundert, des Namens Escher wohl zweihundert und mehr in der Stadt existiren.

Sehr leicht ist auch zu erklären, wie solches gekommen. Die frühere politische Verfassung Zürich's nämlich führte nothwendig zur völligen Isolirung der Stadt. Die Bewohner des Kantons, selbst die von Städten wie Winterthur, waren Zürich's Unterthanen; eine Ehe zwischen ihnen und den Regenten wurde daher als Mißheirath betrachtet. Mit den übrigen Kantonen bestand von jeher Rivalität und Span=

nung, mit den benachbarten Monarchien aber wenig Verkehr. So war man durch die Verhältnisse fast genöthigt, seine Lebensgefährtin in der Stadt selbst zu suchen. Die gleiche Erscheinung mit den gleichen Folgen findet man öfter in ehemaligen Reichsstädten Deutschlands, wiewohl immerhin die Vereinigung unter Einem Kaiser schon mehr Vermischung mit Bewohnern anderer Städte bewirkte.

Noch ist als beachtungswerth zu erwähnen, daß mehrere italiänische Familien, welche im sechszehnten Jahrhundert der Religion wegen ausgewandert waren und sich in Zürich niedergelassen hatten, bis auf den heutigen Tag den italiänischen Typus, eine derselben auch die italiänische Schönheit in allen ihren Familiengliedern bewahrt haben.

Zu den geistigen Eigenthümlichkeiten übergehend bemerken wir zunächst, daß der Grundzug des deutschen Nationalcharakters, die Gutmüthigkeit, sich bei den Zürichern in hohem Grade erhalten hat. Sie äußert sich namentlich in einer zuvorkommenden Gefälligkeit und Gastfreiheit gegen Fremde, in Wohlthätigkeit und Freigebigkeit. Zumal in den Aeußerungen der beiden letzten Eigenschaften sind die Züricher ganz unerschöpflich. Dienstboten, Pathen, Verwandte werden bei jedem Anlaß mit Geschenken überhäuft und für Unterstützung Nothleidender und gemeinnützige Zwecke jeder Art geschieht Unglaubliches. So steuerte z. B. für die im J. 1834 durch Ueberschwemmung verheerten Kantone die Stadt Zürich allein 24,000 Schweizer Franken, während

der ganze Kanton Aargau 21,000 und der größte Kanton Bern 35,000 beitrug. Und solche Beschädigungen durch Ueberschwemmungen und die gleichen Unterstützungen kommen fast alle paar Jahre wieder vor.

Das glänzendste Beispiel von Liberalität hat aber das verflossene Jahr 1836 aufzuweisen, indem die Stadt zur Hebung der höheren Kantonallehranstalten, der Hochschule, des Gymnasiums und der Industrieschule, einen jährlichen Beitrag von 20,000 Schweizer Franken zu geben beschloß, mehrere Männer aber zur Deckung dieses Beitrags beträchtliche Kapitalien und namentlich die Bürgermeister Heß und v. Muralt, jeder die Summe von 16,000 Franken beisteuerte.

Während man so für das Allgemeine selbst die größten Opfer zu bringen bereit ist, herrscht dagegen, mit einer einzigen Ausnahme, in der häuslichen Lebensweise der Züricher, selbst der reichsten, eine lobenswerthe Einfachheit. Man lebt gut und anständig, ja die Haushaltungen sind auf eine fast unbequeme und komische Weise reichlich ausgestattet. Allein Luxus und Ostentation sind fast gänzlich unbekannte Dinge. Equipagen sieht man nur wenige, Livereibediente fast gar keine.

In einer Beziehung scheint uns freilich diese Einfachheit zu weit zu gehen. Wir können nämlich nicht billigen, daß viele der wohlhabendsten Familien noch immer in den ältesten, unfreundlichsten und unbehaglichsten Wohnungen hausen. Die Baseler und Genfer haben hierin die Züricher schon weit

überflügelt, und es ist zu hoffen, daß diese ihren Miteidgenossen, sowie dem rühmlichen Vorgange einzelner Mitbürger bald folgen werden.

Wir sagten, die Lebensweise der Züricher sei mit einer einzigen Ausnahme sehr einfach. Die Ausnahme, welche wir meinten, sind die Gastmähler. Bei ihrer Zubereitung wird nichts gespart; Speise und Getränk muß reichlich und in guter Qualität geboten werden. Auch sind sie sehr häufig, sowohl öffentliche als häusliche. Die mannigfaltigsten Anlässe werden zu Schmausereien benutzt. Bald ist es ein Familien-, bald ein politisches, bald ein kirchliches Ereigniß, bald ein Schul-, bald ein Künstlerfest, was in jener Art begangen werden muß. Nicht selten wird auch damit ein Ausflug zu Lande oder im Dampfboot oder auf zierlich mit Moos, Laub und Blumengewinden ausgeschmückten Schiffen verbunden.

Schade daß diese anmuthigen Feste öfter durch die Sucht, Trinksprüche auszubringen, leiden. Anstatt sich darauf zu beschränken, geistreiche und witzige Gedanken in wenige schlagende Worte und Sätze zusammenzufassen, was nur belebend und unterhaltend wirken kann, ergießt man sich häufig in endlose Reden, welche langweilen, verstimmen und den freien Erguß der Lust und Freude auf widrige Weise unterbrechen.

Eine andere charakteristische Eigenschaft der Züricher ist eine große Anhänglichkeit am Alten. Trotz der vielfachen

kommerziellen Verbindungen, trotz der großen Zahl von Fremden, die sich in der Stadt aufhalten, bleibt man unverrückt den alten Sitten getreu. Gibt dieser alte reichsstädtische Zug auf der einen Seite den Zürichern eine gewisse ehrwürdige Solidität, so läßt sich doch auf der andern auch nicht läugnen, daß er oft der Förderung des Guten hemmend entgegen tritt, oft selbst zu Lächerlichkeiten führt. So entbehrt z. B. Zürich trotz des ungeheuren Andrangs von Reisenden während des Sommers immer noch eines stattlichen oder nur behaglichen Gasthofs, während im Berner Oberland fast jedes Dorf damit versehen ist.

Vor allem aber gilt das Gesagte von der vorherrschenden Abneigung gegen jede politische Reform. Kaum werden in die Augen fallende Verbesserungen, welche die Regierung vornimmt, anerkannt und gebilligt. Immer hört man nur Aeußerungen der Sehnsucht nach der schönen, guten, alten Zeit. Ein auffallendes Beispiel bieten die Lamentationen über die Schleifung der Festungswerke. Während jede andere Stadt höchst erfreut gewesen wäre, der Gefahr eines Bombardements enthoben zu sein und an die Stelle düstrer Mauern, Gräben und Thore freundliche Anlagen und Wohnungen treten zu sehen, erhob sich in Zürich eine allgemeine Wehklage, die noch jetzt nach vier Jahren nicht gänzlich verstummt ist. Ja es soll Männer geben, die noch bis auf den heutigen Tag sich nicht überwinden können, die Orte, wo die Thore gestanden, zu passiren, sondern entweder sich in einer Gondel aus

der Stadt bringen lassen oder durch das einzige noch stehende kleine Festungsthor wandern, um so manchmal auf beträchtlichem Umweg den Ort der Bestimmung zu erreichen.

In hohem Grad ausgebildet findet man namentlich bei der jüngeren Generation die praktischen Verstandeskräfte. Die trefflichen Lehranstalten, die industrielle Betriebsamkeit und die fortwährende Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten mögen hierbei zu gleichen Theilen mitwirken.

Dagegen fehlt das Gemüthliche und das Phantasiereiche der Deutschen. Hat dieß die erfreuliche Folge, daß auch die Auswüchse jener Eigenschaften, wie Ueberspannung und Fantasterei, nicht leicht vorkommen, und daß man daher z. B. niemals von unglücklicher Liebe und nur selten bei politischen Berathungen chimärische Gedanken und Vorschläge, wie in den deutschen Ständeversammlungen hört, so vermißt man doch ungern jenen poetischen Duft, den Gemüth und Phantasie über den Menschen ausgießen. Auch mag der Mangel eines eigentlichen Familienlebens sich daraus erklären. Denn es gehört zu den Seltenheiten, Mann und Frau Abends beisammen zu Hause zu finden. Dieser besucht regelmäßig kleinere oder größere Männerklubbs, deren es zahllose gibt, jene bleibt, wenn sie häuslich ist, bei ihren Kindern, oder geht, wenn sie Gesellschaften liebt, in ihre Frauenzirkel.

An wissenschaftlicher Bildung wird man in Zürich keinen Mangel gewahren. Außer der großen Zahl von Lehrern gibt es immer sehr viele äußerlich unabhängige Männer, die sich

nur aus geistigem Bedürfniß mit irgend einem Zweige der Wissenschaft beschäftigen. Insbesondere darf man sich die zahlreichen Kaufleute durchaus nicht als bloß auf Gelderwerb bedacht vorstellen. Man findet unter ihnen sehr viele von der gründlichsten Bildung und dem regsten Interesse für alle geistigen Dinge. Selbst die Frauen zeichnen sich durch wissenschaftliche Kenntnisse aus. Treffliche Töchterschulen, eine große Strenge im häuslichen Unterricht und ein allgemein gebräuchlicher Aufenthalt von ein oder zwei Jahren in einer Erziehungsanstalt Frankreichs oder der französischen Schweiz thun in dieser Beziehung eher zu viel als zu wenig.

Rücksichtlich der geselligen Verhältnisse lassen sich öfter Klagen vernehmen über schroffe Sonderung der Stände. Allein gewißlich mit Unrecht, wenn man Zürich mit irgend einer andern Stadt Deutschlands oder der Schweiz vergleicht. Selbst die Scheidewand zwischen höherem und niederem Bürgerstande, die namentlich in Deutschland so groß und auch so erklärlich ist, da Lebensweise und Bildung in beiden so verschieden, tritt in Zürich nicht bedeutend hervor. Adelsstolz aber, der in Bern und Lausanne so schroff und gewöhnlich, findet in Zürich sich gar nicht, obgleich manche sehr alte Rittergeschlechter vorhanden.

Abkunft überhaupt wird gar nicht beachtet. Hat jemand durch Vermögen, politischen Einfluß, wissenschaftliche Bildung eine höhere Stellung gewonnen, so wird nicht weiter gefragt, ob sein Vater Fleischer oder Bürgermeister war.

Geldstolz findet sich bei weitem nicht in dem Grade, wie in andern Handelsstädten. Mag es auch reiche Familien geben, die sehr herablassend zu sein glauben, wenn sie sich mit Gelehrten und Künstlern in geselligen Verkehr einlassen, so sind das doch nur einzelne seltene Ausnahmen, wie sie überall vorkommen und ewig vorkommen werden.

Trotz dieser mehrfachen Gleichheit findet sich in dem geselligen Verkehr ein unerfreulicher Partikularismus nach andern Verhältnissen, namentlich Geschlecht, politischen Ansichten, Blutsverwandtschaft und Alter.

Das Geschlecht zunächst anlangend sind gemischte Gesellschaften seltner; in der Regel haben Männer und Frauen ihre besonderen Zirkel.

Politische Partheiung, wenn sie auch an ihrer Schroffheit allmählig verliert, sondert doch immer noch häufig Männer, die sich in andern Beziehungen nahe stehen, und sogar die Frauen fragen nach politischer Farbe.

Familienverbindungen ferner werden mit pedantischer Aengstlichkeit unterhalten. Jede Woche wenigstens einmal an bestimmtem Abend treten die näheren Verwandten, alle paar Wochen dann nähere und fernere und in noch größeren Zwischenräumen auch die entferntesten zu geselliger Unterhaltung zusammen.

Das Alter endlich betreffend bestehen allgemein die sonderbaren Sonntagsgesellschaften. Von frühester Kindheit an sind nämlich die Eltern bedacht, den Knaben für den Sonn-

tagsabend ein Dutzend oder mehr gleichaltriger „Kamerädli", den Mädchen „Gespielen" zu verschaffen. Man kommt zusammen abwechselnd in den Häusern der einzelnen Familien, und die Vereinigung dauert ununterbrochen bis in's hohe Alter. Nicht temporäre Entfernung von Zürich, nicht Heirath, nicht Wahl der heterogensten Beschäftigung löset das Band. Ja selbst der Name bleibt, und es klingt gar komisch, wenn eine achtzigjährige Frau ganz ernsthaft eine andere gleichen Alters ihre Gespielin nennt.

Daß bei solcher Zersplitterung keine Zeit übrig bleibt und kein Geschmack sich bildet für größere gemischte Vereinigungen, wo gebildete und geistreiche Menschen nur weil sie gebildet und geistreich und nicht weil sie von gleichem Alter, gleicher Familie, gleicher politischer Ansicht sind, den Zutritt haben, ist sehr begreiflich. Nur wenige Familien öffnen ein- oder zweimal im Winter solchen Zirkeln die Jahr aus Jahr ein sorgfältig verschlossenen Salons, und daran, daß jemand, wir wollen nicht sagen täglich, sondern auch nur für einen Abend der Woche gebildeten Zürichern und Fremden den Zutritt bei sich gestatte, ist gar nicht zu denken.

Begreiflich ist ferner, wie in einem solchen Partikularismus alle feinere geistige Conversation untergeht. Vor allem gilt dieß von den Sonntags- und Familiengesellschaften. Geben sie auch ein erfreuliches Zeugniß von der Züricherischen Treue und Beständigkeit, so müssen sie doch als nur auf einem äußeren Bande, nicht auf innerer Harmonie beruhend, in der

Regel allmählig austrocknen und zu Klatsch- und Kartenspielgesellschaften ausarten. Allein auch auf die andern gemischteren Kreise geht dieses über, da sie selten sind und mithin zur Ausbildung geselliger Talente die Gelegenheit mangelt. Schon Lavater, selbst Züricher, klagte daher über den geselligen Ton seiner Vaterstadt:

„Liebes Zürich! Voll reifen gesunden Verstandes! Voll Bravheit und Honnetetät! Voll Wissenschaft und Kenntniß! Voll Interesse für so viel Gutes! — warum stehst du in der Conversation so weit zurück? Warum ist Trockenheit, Geistlosigkeit, Gebundenheit, Langeweile in dir wie zu Hause? Warum hast du so feinen Sinn für Witz und so wenig Witz? — Warum haben deine Landleute unter sich so viel Witz? du in deinen feinsten Gesellschaften so wenig? Du so viel Beredtsamkeit auf der Kanzel und auf dem Rathhause noch viel mehr, und so wenig in der Conversation?" —

Dieses Urtheil mag etwas zu hart sein. Dagegen kommt andres Erschwerende hinzu. Die sonst achtungswerthe republikanische Offenheit führt häufig zur Indelikatesse, während eine pedantische Aengstlichkeit in Beobachtung der Formen alle freie Bewegung hindert. Unterredungen über politische Gegenstände herrschen selbst unter den Frauen bis zum Ekel vor. Dagegen vermißt man das Interesse an Poesie und besserer Musik. Der Spieltisch muß häufig aushelfen. In der Sprache eine babylonische Verwirrung. Der eine spricht zürichdeutsch, der andere hochdeutsch, ein dritter radbrecht

französisch, ein vierter spricht es gut. Warum bestrebt man sich nicht, die schöne edle deutsche Sprache in voller Reinheit zu reden? Warum schickt man die Mädchen nicht lieber in deutsche Erziehungsanstalten, wo sie ihre rein deutschen Anlagen ausbilden und verfeinern könnten, während der Besuch Frankreich's nur zu einer widrigen Verwirrung deutscher und französischer Sitte führen muß?

Möchten die Züricher — mit diesem Wunsche wollen wir schließen — möchten die Züricher für gesellige Sitte sich ihre Miteidgenossen, die Genfer, mit denen sie sonst gern rivalisiren, zum Vorbilde nehmen! Möchten sie auf eben die Weise nach veredelter deutscher Geselligkeit streben, als diese nach veredelter französischer! Möchten, so wie die Genfer die ihnen angebornen angenehmen Formen der Franzosen mit ächter gründlicher Bildung und ernstem Sinn für alle geistigen Dinge vereinigen, so die Züricher bestrebt sein, die ihnen angeborne deutsche Tiefe und Gründlichkeit mit dem Zauber feiner Geselligkeit auszuschmücken!

Volksfeste und Gebräuche.

In einer ehemaligen freien Reichsstadt und in einer bis auf den heutigen Tag demokratisch regierten Stadt, wie Zürich, sollte man erwarten, noch viele eigenthümliche Volksgebräuche zu finden. Allein außer einigen besondern Ceremonien bei Geburten und Begräbnissen und ein paar eigenthümlichen Volksfesten findet sich nichts der Art, wenn man nicht die allgemein übliche Begrüßung der Männer durch Handschlag und die höchst unangenehme Sitte der Frauen, den Gruß ganz unerwiedert zu lassen, noch hierher rechnen will.

Sobald ein Kindlein das Licht der Welt erblickt hat, wird ein Dienstmädchen auf's Zierlichste ausgeputzt und ein prächtiger Blumenstrauß mit Sorgfalt bereitet. In der Regel ist der letztere zwei und mehr Schuhe hoch, und man hat besondere hölzerne Gestelle, auf welche die Blumen in geschmackvoller Ordnung aufgebunden werden. Diesen gewaltigen

„Maien" in der Hand tragend wandert nun das „Freundmaidli" von Freund zu Freund, verkündet das glückliche Ereigniß und erhält zur Belohnung ein Geldstück, das, wenn der neue Weltbürger ein Knäblein ist, verdoppelt wird.

Hat jemand das Zeitliche gesegnet, so geht die „Kilchgangssageri", eine Frau in schwarzem Gewand und weißer nonnenartiger Kapuʒe, von einem befreundeten Hause zum andern und verkündet entweder auf der Straße stehend mit monotoner gellender Stimme den Namen des Verstorbenen und Tag und Stunde des Begräbnisses, oder, und dieß ist in jüngster Zeit das Gewöhnlichere geworden, sie überbringt einen jene Angaben enthaltenden gedruckten Zettel.

Zu der bestimmten Zeit versammeln sich nun alle Geladenen vor dem Sterbhaus. Im Ehren steht der Sarg; der ganze untere Stock ist mit schwarzen Tüchern behängt. Die nächsten Verwandten gehen in das Haus selbst, in die sogenannte Leidstube, wo sie von den Hausgenossen des Verstorbenen empfangen und bewirthet werden. Dann treten sie wieder heraus und stellen sich vor dem Hause nach der Nähe der Verwandtschaft in langer Reihe auf Bretter, die zu diesem Ende auf die Straße gelegt worden. Alsbald drängt nun die ganze Masse der leidtragenden Freunde herbei und drückt Mann für Mann den drei zu oberst stehenden Anverwandten als Zeichen seines Beileids die Hand. Ist dieß geschehen, was manchmal, wenn der Verstorbene viele Freunde

gehabt, nicht bloß geistig, sondern auch körperlich schmerzhaft für die Verwandten sein soll, so wird nun der Sarg erhoben und der Zug setzt sich nach dem Friedhof in Bewegung, wo dann der Geistliche den Leichengängern für den erwiesenen Liebesdienst im Namen der Familie des Verstorbenen dankt und dieselbe zu allen Gegendiensten bereit erklärt (!), doch (Gottlob!) mit dem Zusatz: „allezeit lieber in Freud als in Leid."

Von Züricher Volksfesten ist das eigenthümlichste das sogenannte Sechseläuten. Es ist der Wiederkehr des Frühlings geweiht und wird daher am ersten Montag nach der Tag- und Nachtgleiche begangen. Seinen Namen trägt es davon, daß von Frühlings Anfang bis Ende Sommers Abends um sechs Uhr mit einer Glocke des Großmünsters einige Minuten geläutet wird.

Schon am Vormittage bemerkt man ungewöhnliche Bewegung. Vermummte Kinder einzeln und in Schaaren durchwandern und durchlaufen die Stadt. Andere ziehen in die Häuser und sammeln Holzbeisteuern, um Abends den Winter in effigie zu verbrennen.

Gegen Mittag fangen größere Maskenzüge an, sich durch die Straßen zu bewegen. Dann stellt sich, wer von Männern an dem Feste Theil nehmen will, auf dem Zunfthaus, zu dem er gehört, ein. Es wird ein Gastmahl gehalten, wo es an komischen Trinksprüchen nicht fehlt. Alte Trinkgeschirre, mit den Abzeichen der Zunft geziert, werden im Kreise

umhergeboten, und wem irgend Witz zu Gebote steht, der läßt sein Licht leuchten vor den Leuten.

Nach beendigtem Mahl beginnen nun die gegenseitigen Besuche der Zünfte. Sie geschehen theilweise zu Fuß, in der Regel aber in großen schöngeschmückten Schiffen auf der Limmat. Denn die meisten Zunfthäuser sind dicht am Flusse gelegen, andere von ihm entfernter hausende Zünfte lassen in seiner Mitte auf befestigten Schiffen Bretterhäuser errichten, um dort die Freunde zu empfangen. Unzählige Gondeln, von neugierigen Kindern und Mädchen gefüllt, schließen sich den größeren Zunftschiffen an und durchkreuzen in allen Richtungen die Fläche des Stroms. Musik, Gesang, Jubelgeschrei, Böllerschüsse erfüllen die Luft und vermehren das sinnenverwirrende Getümmel.

Die Begrüßung der Zünfte selbst geschieht in folgender Art. Ist das Schiff vor dem Zunfthaus angelangt, so sendet es einen Abgeordneten aus, um die Ankunft zu melden. Die Zünfter begeben sich nun an die Fenster. Ein gewählter Sprecher, den Zunftpokal in der Hand, tritt dann auf die vordere Spitze des Schiffs, wünscht der Schwesterzunft Glück und Heil, bittet um Aufrechthaltung der freundschaftlichen Verhältnisse und mischt je nach Belieben und Vermögen Scherzhaftes und Ernsthaftes ein. Vor allem hat die adelige Zunft manchmal Spottreden zu hören. Der Sprecher der begrüßten Zunft erwiedert in ähnlicher Weise, und

unter Jubel, Musik und Böllerschüssen werden nun die Pokale geleert.

Zwischendurch wirft man von den Zunfthäusern herab Backwerk und Geld unter die Kinder, oder man belustigt das Publikum auf andere sinnreiche Weise, wie z. B. die Metzgerzunft, die einen Bären als Abzeichen führt, bei dem vorletzten Feste eines ihrer Mitglieder in eine Bärenhaut eingenäht auf dem Balkone des Zunfthauses zeigen ließ.

Mit einbrechender Dämmerung wird es stiller auf dem Fluß. Alles drängt sich nun auf die Anhöhen vor die Thore, wo gewaltige Holzstöße, den Winterkobold auf ihrer Spitze tragend, von den Knaben errichtet sind. Schlag sechs Uhr beginnt das ernste Geläute der größten Glocke des Münsters, und gleichzeitig werden alle Holzstöße in Flammen gesetzt und unter endlosem Jubeln der verhaßte Winter dem Feuertod übergeben.

Ist dieses Schauspiel beendigt, so kehrt man wieder in die Zunfthäuser zurück, wo dann unter Schmausen und Zechen, Gesang und theatralischen Vorstellungen komischen und sarkastischen Inhalts bis tief in die Nacht hinein geschwärmt wird.

Ein zweiter Tag allgemeiner Lust und Freude ist der Bechtelistag (Bertholdstag, 2. Januar). Veranlassung gab ohne Zweifel der Beginn des neuen Jahres, und nur die Strenge der reformirten Kirche hat das weltliche Fest an dem

kirchlichen Feiertage nicht dulden wollen und um einen Tag verschieben lassen. Am Mittag wird geschmaust, am Abend getanzt. Am Vormittag ist man besonders auf die Unterhaltung der Jugend bedacht. Alle Sammlungen der Stadt nämlich sind dann geöffnet, eine kleine Kunstausstellung ist veranstaltet und in dem Konzertsaale werden von der Musikgesellschaft Tonstücke ausgeführt. Mehrere Klubbs lassen für diesen Tag Programme drucken und Kupfer beifügen. Die Kinder wandern nun zierlich geputzt allein oder in Begleit ihrer Wärterinnen von Ausstellung zu Ausstellung, besuchen den Musiksaal und erhalten die schönen Neujahrskupfer zum Geschenk.

Auch im Sommer sind seit mehreren Jahren größere Jugendfeste allgemein gebräuchlich geworden. Unter Anführung ihrer Lehrer und Lehrerinnen ziehen die Kinder nach einem benachbarten Vergnügungsort und bringen dort unter Spiel, Gesang, Essen und Trinken den Nachmittag und Abend zu.

Mehr in Verfall kommt dagegen das Knabenschießen, welches jährlich im September statt hat. Alle Knaben vom neunten bis vierzehnten Jahre halten während des Sommers ihre regelmäßigen Waffenübungen. Selbst ein Artilleriekorps und eine Militärmusik ist organisirt. Am ersten Montag des Septembers zieht nun in aller Frühe etwa ein Dutzend kleiner Trommler durch die Stadt. Die jungen Krieger versammeln sich und ziehen mit klingendem Spiel auf den Schützenplatz.

Dort wird dann um Preise, die von Behörden und Kinderfreunden ausgesetzt, nach der Scheibe geschossen und in dem benachbarten Schützenhause geschmaust.

Das Schießen ist überhaupt eine Lieblingserholung der Züricher und man sieht sogar noch Erwachsene mit der Armbrust nach der Scheibe schießen. Durchgängig wird aus freier Hand geschossen und man leistet Ausgezeichnetes. Freischießen einzelner Gemeinden und Kantone sind häufig. Seit einer Reihe von Jahren sind auch eidgenössische Schützenfeste üblich geworden, und so haben wir vor Kurzem auch in Zürich ein solches erlebt. Selbst aus den fernsten Theilen der Schweiz kamen die Schützen zu hunderten meist in großen mit Fahnen, Guirlanden und Laubwerk gezierten Wagen. Am bestimmten Tage zog nun unter Kanonendonner der endlose Zug vom Lindenhof herab durch die Stadt nach dem Schießplatz. Voraus ein kräftiger Mann und ein schöner Knabe, als Wilhelm und Walther Tell verkleidet; an der Spitze jedes Haufs ein Musikchor. Auf dem geräumigen Schießplatz waren vier und zwanzig Scheiben, ein großes mehrere hundert Schritt langes Schießhaus, zwei Kaffeehäuser, ein Speisehaus, für viertausend Gedecke berechnet, eine offene Halle zur Bewillkommnung der später ankommenden Schützenkorps, ein Glaskabinet, die Preise enthaltend und vier kleinere Erfrischungshäuser errichtet. Alles von Holz, aber solid und geschmackvoll verziert. Von acht bis ein Uhr und von zwei bis sechs wurde geschossen, und die Schüsse fielen in Folge der großen Zahl von Schützen=

ständen so häufig, daß man in einiger Entfernung ein Rottenfeuer zu hören glaubte. Von eins bis zwei Uhr ward geschmaust und den endlosen, mehr wort= als gedankenreichen Trinksprüchen und Reden zugehorcht. So ging es acht Tage lang fort. Die Zahl der versammelten Menschen soll sich öfter auf zehn= bis zwanzigtausend belaufen haben, und was besonders Fremden auffiel, keine Unordnung, keine Thätlichkeit, ja kaum ein Wortwechsel fiel vor, und kein Soldat, kein Polizeidiener, kein Bettler war sichtbar.

Kunst.

Daß in früheren Epochen die Züricher in der Dichtkunst nicht Unbedeutendes geleistet, ist hinlänglich bekannt. Im gegenwärtigen Zeitpunkte liegt dieses Feld ziemlich brach, und nur der lieblichen Volksgemälde von Stutz und des eben erschienenen trefflichen Heldengedichts, die Enkel Winkelrieds, dessen Verfasser Tobler wenigstens geborner Züricher und in einem wenige Stunden entfernten Dörfchen Pfarrer ist, muß rühmend gedacht werden.

Mehr ist von der Tonkunst zu sagen. Vor allen verdient Hans Georg Nägeli Erwähnuug, da er, wenn gleich seit wenigen Wochen Zürich durch den Tod entrissen, von so nachhaltigem Einfluß gewesen, daß er noch lange als Fortlebender wird betrachtet werden können.

Betrachten wir zuerst seine Kompositionen, so wird jeder zugeben, daß unter den vielen, die er geliefert, gar manche Goldkörner zu finden. Besonders gilt dieß von den kleinen Liedern für Eine Stimme aus früherer Zeit. Es herrscht eine bezaubernde Unschuld, Reinheit und Ein-

fachheit in ihnen. Auch unter den mehrstimmigen der späteren Zeit, namentlich denen für Männerchöre, finden sich immer wieder einzelne von hinreißender Wirkung. Allein die Mehrzahl läßt kalt und kann nur durch die Richtigkeit des Tonsatzes, die, wie Kenner versichern, in allen herrscht, ein Interesse darbieten.

Dieß gilt in noch höherem Grade von den größeren Kompositionen, Messen, Cantaten u. dgl. Die Themen sind häufig von vorzüglicher Schönheit und Originalität; allein in der Durchführung des Gedankens zeigt sich Einförmigkeit. Wie denn Nägeli überhaupt wohl zu den Tonsetzern gehörte, deren Phantasie sich zu häufig nicht unbedeutender Höhe aufzuschwingen vermag, nicht aber im Stande ist, sich längere Zeit auf solcher Höhe zu halten.

Von der Persönlichkeit des Mannes zu reden, konnte sie für sehr bedeutend gelten. Er sprach über alle Gegenstände von allgemeinem Interesse sehr belebt, witzig, geistreich und über Tonkunst und Volkserziehung außerdem mit tiefer Sachkenntniß. Daß man diese letztere im Felde der Politik, auf welchem er sich thätig bewegte, häufig vermißte, wird man dem Künstler gerne verzeihen.

Ein gewisses Selbstgefühl, ja eine Art Uebermuth, wie man ihn gerne bei genialen Menschen mag, trat überall hervor und kleidete ihm wohl. Man erzählt sich unter anderm, daß, als im Erziehungsrath, dessen Mitglied er war, die Verbesserung des Unterrichts im Gesang beschlossen worden,

er den Antrag gestellt, für Angabe der zweckmäßigsten Mittel eine Kommission zu ernennen, bestehend aus den drei Männern, die einzig der Sache kundig seien, nämlich dem Hans, dem Georg und dem Nägeli.

Solchen Eigenthümlichkeiten entsprach das Aeußere. Rascher Gang, aufrechte Haltung, ernst geschlossener Mund, hohe denkende Stirn, feingeformte Nase, ein großes klares offenes Auge.

Am anziehendsten und belehrendsten waren Unterredungen über musikalische Komposition, besonders über die Behandlung eines gegebenen Textes beim Tonsatz, über die Verschmelzung des Tons mit dem Wort zu einem möglichst harmonischen Ganzen u. dgl. Man erstaunte über die Tiefe und Feinheit seiner Bemerkungen.

Vom Choral und der gehaltenen italiänischen Kirchenmusik war er kein Freund, weil sie unnatürlich sei, da kein Mensch, wenn er bewegt, in lang gehaltenen Tönen singen könne. Händel war eben deswegen sein Ideal. Man konnte erwiedern, daß der Künstler zwar nichts Unnatürliches, wohl aber etwas Uebernatürliches zu liefern berechtigt sei, und daß gerade der Choral und die alte italiänische Kirchenmusik dieses Uebernatürliche, nämlich einen Frieden und eine Ruhe darstellen, wie sie eben auf dieser Erde nicht zu finden, und wie sie auch kaum eine andere Kunst außer der Musik darzustellen vermag. Allein wer mochte sich mit einem Gegner in Kampf einlassen, der unter Händels Aegide focht!

Nägeli's praktische Wirksamkeit im Fache der Tonkunst anlangend war dieselbe in der That eine außerordentliche. Seinem rastlosen Eifer verdankt man die Existenz jener kleineren und größeren Sängervereine, welche sich über den ganzen Kanton Zürich und mehrere Nachbarkantone verbreiten. Kein Städtchen, ja kein Dörfchen, das nicht sein Dutzend oder mehr Mitglieder dieser Vereine zählt. Denn man muß bei den Dörfern der nördlichen Schweiz ein für allemal den Begriff von deutschen Landleuten aufgeben. In jedem derselben findet sich eine größere oder geringere Zahl von Bewohnern, die man rücksichtlich ihres Vermögens, ihrer Bildung und Lebensweise in Deutschland zu dem niederen, ja selbst zu dem höheren Bürgerstande zählen würde. Ordentlicherweise an den Sonntagen versammeln sich nun die Sänger und Sängerinnen mehrerer Ortschaften und halten unter der Leitung der tüchtigsten Mitglieder ihre Proben. Ein oder zweimal im Jahre treten dann mehrere solcher Vereine zur Aufführung von Tonstücken in einer Kirche oder einem andern passenden Lokal zusammen, und auch Musikfeste, an welchen alle Sängervereine des Kantons Theil nehmen, finden zuweilen statt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Vereine auf Reinigung des Geschmackes und Veredlung der geselligen Verhältnisse den wirksamsten Einfluß gehabt, daß namentlich man auch unter den niedrigsten Stufen des Volks nicht leicht schlechte Gassen- und Zotenlieder hören wird. Es bleibt

einzig zu wünschen übrig, daß rücksichtlich der Auswahl der Kompositionen noch mehr auf Mannigfaltigkeit und Gediegenheit geachtet werde. Ist es auch gewiß, daß man wohl niemals Gemeines und Niedriges oder bloße Kunststücke und Ohrengekling wählen wird, so vermißt man doch immer noch das Höchste und Beste. Und was steht denn im Wege, daß diese Vereine nicht Händels Messias, Samson, Judas Maccabäus und ähnliche Tonwerke ausführen? Schwieriger als unsere neueren Kompositionen sind sie gewiß nicht, und was ihr Verständniß betrifft, so möchten wir behaupten, daß sie für jeden, der sich nur mit Musik beschäftigt, ja für jeden, der nicht ganz gefühllos ist, faßlich sein müssen.

Den zweiten Mittelpunkt für musikalische Leistungen bildet die sogenannte Musikgesellschaft. Sie ist ein Verein von Freunden der Tonkunst, welche durch persönliche Mitwirkung und durch Besoldung von Künstlern ein Orchester unterhält, das theils in regelmäßigen Konzerten, theils in der Oper thätig ist. Ein Musikdirektor, Herr von Blumenthal, leitet das Orchester, ein Ausschuß aus der Gesellschaft besorgt die übrigen Geschäfte. Das Orchester, etwa aus vierzig Mitgliedern bestehend, leistet rücksichtlich der Kraft und Präcision, zumal nach neuerlich erhaltenen Verbesserungen, sehr Vorzügliches. Auch an trefflichen Solospielern fehlt es nicht. Vor allen verdient Herrn von Blumenthal's Violinspiel rühmlichste Erwähnung. Fräulein Hardmeyer kann rücksichtlich der Fülle ihres Organs und der Gewandtheit ihrer

Stimme auf eine Stelle unter den ersten Sängerinnen, wenn auch nicht Italiens, doch Deutschlands Anspruch machen, und Herr Alexander Müller darf als einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Klavierspieler gelten.

Die Auswahl der Tonstücke entspricht leider dieser technischen Vollkommenheit nicht. Man hört fast nur die neueren und neuesten Kompositionen, selten Werke von Haydn und Mozart, sehr selten etwas von Beethoven; wenig Stücke für ganzes Orchester oder für mehrere Instrumente, niemals Quartette und Quintette für Streichinstrumente, in der Regel nur Bravourstücke für einzelne Künstler.

Der Grund hiervon liegt nicht in der Persönlichkeit des Direktors, der für alles Bessere und Gediegenere Sinn hat; er liegt wohl nur darin, daß eine Mehrheit von Personen und nicht ein Einzelner über die Auswahl der Stücke entscheidet. In Sachen der Kunst wird die Mehrheit immer für das Oberflächliche, für Kunststücke, nicht für Kunstwerke sein. Wenn irgendwo, so ist hier das demokratische System zu verwerfen und das monarchische, ja das despotische zu billigen.

Man wird uns einwenden, daß bei musikalischen Genüssen eben auf die Wünsche und Bedürfnisse der großen Masse Rücksicht zu nehmen sei. Allein sieht man schon überhaupt nicht ein, warum gerade die heilige Tonkunst allein unter allen Künsten zur Pöbeldienerin erniedrigt, warum nur bei ihr die sinn- und gefühlvollen Kunstfreunde dem

flachen unheiligen Haufen aufgeopfert werden sollen, so tritt bei ihr überdieß noch das Besondere ein, daß sie mehr als irgend eine Kunst reich an gediegenen Werken ist, die auch für das weniger geübte Ohr verständlich, und auch für einen weltlicheren Sinn genußreich werden können. Allerdings würde es unpassend sein, einem gemischten Publikum zumuthen zu wollen, Kompositionen von Palästrina, Lotti, Durante u. dgl. oder auch die späteren Kompositionen von Beethoven anzuhören. Allein alle Kompositionen von Haydn, bei weitem die meisten von Mozart, sehr viele von Beethoven, werden auch von jedem Laien mit Interesse gehört werden. Sind wir doch selbst Zeuge gewesen, wie das Quartett von Beethoven aus A dur bei gedrängt gefülltem Saale in lautloser Stille angehört wurde, und wie ihm ein endloser enthusiastischer Beifall folgte. Und würde nicht dasselbe der Fall sein bei der D dur Symphonie, bei dem Es dur Septuor und bei manchen Sonaten von Beethoven? Und was vollends die Vokalmusik betrifft, so sind wir so reich an allgemein verständlichen und ergreifenden geist- und gefühlvollen Liedern, daß man wahrlich nicht zu Trillern, Läufen, Sprüngen, Schnörkeln und augenverdrehender weibischer Sentimentalität seine Zuflucht zu nehmen braucht.

Außer der Musikgesellschaft und dem Nägeli'schen Sängerverein bestehen noch mehrere andere kleinere musikalische Vereinigungen, von denen jedoch nur die nach ihrem Stifter benannte Liste'sche Gesellschaft sich vor einem Publikum hören

läßt. Der Name Liste's bürgt dafür, daß solange er an der Spitze stand, in technischer und künstlerischer Beziehung nur Ausgezeichnetes geleistet wurde. Nach Liste's Tode hat der Verein leider mehr und mehr an Ernst und reinem Kunstinteresse verloren und ist jetzt seinem gänzlichen Erlöschen nahe.

Zu der Malerei übergehend nennen wir zunächst einige ganz interessante Privatsammlungen. Herr Keller besitzt eine in historischer Rücksicht anziehende Gallerie von Gemälden Züricher Meister aus verschiedenen Epochen. Sehr liebliche Stücke enthält dann die Sammlung der Geßnerschen Gouachebilder, welche der Künstlergesellschaft eigenthümlich gehört. Höchst bedeutenden Kunstwerth hat aber die Sammlung des Herrn Bürgermeisters Heß. Sie enthält nur Bilder des berühmten Ludwig Heß, unter diesen aber sowohl italiänische als Alpenlandschaften, sowohl See- als Gebirgspartien, die rücksichtlich der Komposition, wie rücksichtlich der Ausführung vollendet genannt werden können.

Von lebenden Künstlern verdient vor allen der Historien- und Genremaler Ludwig Vogel Erwähnung. Göthe sagt von einem seiner früheren Bilder, die Heimkehr der siegreichen Schweizer nach der Schlacht bei Morgarten darstellend: „Wohl verdiente die reiche poetische Erfindung, der belebte Ausdruck, das eigenthümliche Nationale in Gestalt und Gesichtszügen der Figuren so großes Lob, als dem Werke zu Theil geworden, an welchem die ausnehmende Reinlichkeit,

der selbst geringfügiges Detail nicht verschmähende Fleiß, bereits in der ersten Anlage Breughels Zeit und Kunst in Erinnerung brachte."

Getadelt wird öfter das Colorit und Uebertreibung in der Muskulatur. Das erstere möchten wir zugeben, da wir selbst öfter die Kartons, in denen die Reinheit der Zeichnung so bedeutend hervortritt, der Ausführung in Farben vorgezogen. Der zweite Vorwurf aber kann jedenfalls nicht mehr von den späteren Bildern gelten.

Seine Gegenstände wählt Vogel hauptsächlich aus der Geschichte und dem Volksleben der Schweizer. Bekannt sind aus älterer Zeit außer dem schon erwähnten Bild der Apfelschuß Tell's, Nicolaus von der Flüe, die entzweiten Tagherren versöhnend, und das Tischgebet. Von neueren Bildern sind auszuzeichnen:

1. Ein Kirchweihtanz im Kanton Freiburg. Das tolle ausgelassene Gewimmel und Getümmel solcher Feste ist mit unbeschreiblicher Lebendigkeit wiedergegeben.

2. Die Schlacht von Granson. Es ist der Augenblick gewählt, wo Karl der Kühne von Burgund, den Kampf aufgebend, sein Pferd zur Flucht wendet. Roß und Reuter sind von bezaubernder Schönheit und der Ausdruck des stolzen, sich mit Ingrimm besiegt gebenden Fürsten von hinreißender Wirkung.

3. Arnolds von Winkelried Tod. Erhabener Friede im Antlitz der Heldenleiche, tiefer Schmerz in den Zügen der

um sie geschaarten Waffengefährten bilden einen ergreifenden Kontrast. Störend ist die Vermischung des Historischen mit dem Mythischen durch über dem Helden schwebende Engel.

4. Die Messe auf Tellen Platte. Man sieht die Kapelle nebst den umgebenden Theilen des Sees und Gebirgs. Auf einer Kanzel, die an der offenen Seite gegen den See hin angebracht ist, predigt ein Kapuziner mit ausdrucksvoller Geberde. Ihm zunächst stehen in der Kapelle selbst die Häupter des Staats und der Kirche im Festesornate, andächtig zuhorchend; vor der Kapelle der Urner Nauen, das größte Schiff, das den Vierwaldstätter See begeht, auf die Platte des Felsens aufgefahren und mit Landleuten gefüllt. Rund um den Nauen her größere und kleinere Fahrzeuge, neugierige Mädchen und Kinder tragend. Die Zierlichkeit, mit der die zahllosen einzelnen Figuren ausgeführt, die harmonische Einheit, zu der sie verschmolzen sind und die Festtagsruhe, die über dem ganzen Bilde schwebt, machen dasselbe im höchsten Grad anziehend und wohlthuend.

5. In ähnlicher Art wirkt ein Gemälde, das eine Frühmesse in der Felsenkapelle Wildkirchli darstellt. Man steht an der innern Wand der Felsenhöhlung und blickt über die schönen Köpfe der andächtig betenden Landleute hinaus und zwischen dem dunkeln Gestein hindurch in die reizende Alpenlandschaft.

6. Ein Berner Schwingfest. Auf einer Alpenmatte,

die von Sennhütten, alten Tannenstämmen, Felshügeln umgeben, und über die im Hintergrunde die Gletscher und Felshörner des Berner Oberlands emporragen, sieht man ringförmig gruppirt, sitzend, liegend und stehend zahlreiche Landleute beiderlei Geschlechts und verschiedensten Alters in bunter Mischung, rechts Berner, links Unterwaldner (denn es gilt die Ehre der Völkerschaften), durch eigenthümliche Landestracht leicht unterscheidbar. In ihrer Mitte zwei Kämpferpaare, je ein Berner und Unterwaldner, sämmtlich von gewaltigem Körperbau, in angestrengter Kraft mit einander ringend.

So reichen, ganz eigentlich poetisch sinnigen Kompositionen entspricht die äußere Erscheinung des Künstlers. Nichts kann für einen Kunstfreund genußreicher sein, als eine Unterredung mit ihm. Alles, was er gesehen, wird ihm zum Bild, das er nun mit sprudelnder Lebhaftigkeit auch in Worte zu fassen und dem Hörer so lebendig vor die Seele zu bringen versteht, daß man den Gegenstand körperlich vor die Augen gerückt glaubt. Ein ausgezeichneter Dichter hat sehr wahr bemerkt, Vogel sei fast ebensosehr Dichter als Maler, und da er des Technischen der Poesie nicht Meister sei, so habe er diese in seine Gemälde übertragen.

Von andern Künstlern Zürichs sind zunächst noch zu nennen Huber und Ziegler, tüchtige Landschafter und der Genremaler Schinz, der besonders in düstern, schauerlichen Gegenständen Treffliches leistet. Einige andere ausgezeich-

nete Männer sind leider von ihrer Vaterstadt entfernt in Italien, Paris oder München und besuchen Zürich nur von Zeit zu Zeit. So die vier Landschaftsmaler Corrodi, Meyer, Suter und Ulrich, der Protraitmaler Hitz und der Genremaler Zeller. Sämmtlich haben sie schon Vorzügliches geleistet und berechtigen noch Vorzüglicheres zu erwarten. Möge der Kunstverein, den man gerade jetzt nach dem Muster der deutschen zu gründen beabsichtigt, und welchem beizutreten alle gebildeten Züricher für einen Ehrenpunkt halten sollten, dazu beitragen, diese wackern jungen Künstler ihrer Heimath wiederzugeben.

Was von Bauwerken Beachtung verdient, ward schon oben erwähnt. Im Fach der Bildhauerei geschieht nichts von Bedeutung. Endlich das Theater anlangend, kann es zwar nicht für ausgezeichnet gelten. Doch findet man immer eine oder mehrere tüchtige Schauspieler, deren Darstellungen man gerne folgt, und muß man nicht schon mit einer Bühne zufrieden sein, welche selbst Künstler, wie Eßlair und Seydelmann zu betreten nicht verachtet haben?

Am meisten wird in der Oper und im Lustspiel geleistet, und verdient in Beziehung auf jene die eifrige Unterstützung von Seiten der Musikgesellschaft, in Beziehung auf dieses das Talent des Gerstel'schen Ehepaars, rücksichtlich beider aber die sorgsame Thätigkeit des Direktors Beurer rühmende Anerkennung.

Die Theilnahme des Publikums am Theater ist im Ganzen

lebendig und bloß bei der Mehrzahl der reicheren Bewohner wird sie vermißt, was um so mehr zu bedauern, als durch kräftigere Unterstützung von ihrer Seite das junge Institut so leicht noch bedeutend gehoben werden könnte. Nur bei Eßlair's und Seydelmann's Auftreten war Interesse und Begeisterung allgemein. Ein erfreulicher Beweis, daß auch der wahre, tiefere Kunstsinn den Zürichern nicht ganz mangelt.

Wissenschaft.

Zürich hat seit der Reformation den Ruf einer Pflegerin der Wissenschaft genossen und sich bis auf den heutigen Tag dieses Rufs nicht unwürdig gemacht. Es mag vielleicht, einige deutsche Länder und Genf ausgenommen, keinen europäischen Staat geben, in welchem für intellektuelle Bildung des Volkes in allen seinen Ständen so vieles geschieht.

Die niederen Stadt- und Landschulen werden von Staats- und Gemeindebehörden mit der höchsten Sorgfalt behandelt und die Privaten, deren freier Willkühr auch hier vieles überlassen bleibt, unterstützen die Behörden mit rühmlichem Eifer. In jedem kleinen Dörfchen sieht man neue stattliche Schulgebäude entstehen, und für die Bildung tüchtiger Schullehrer wird in einem Seminar, welches unter der Leitung des ausgezeichneten und rastlos thätigen Direktors Scherr steht, alles Wünschbare geleistet.

Das Gymnasium und die Industrieschule anlangend mögen sie rücksichtlich der Talente und Kenntnisse ihrer Lehrer

ebensosehr, als rücksichtlich dessen, was geleistet wird, ihres Gleichen suchen.

Die neugegründete Hochschule endlich berechtigt jedenfalls zu den schönsten Hoffnungen. Zunächst von den Lehrern zu reden, so findet man zwar nur wenige Namen von, wie man sagt, europäischer Celebrität, da es eben meistens noch jüngere Männer sind. Allein was in dieser Beziehung abgeht, wird reichlich ersetzt durch die reine Liebe für Wissenschaft und die gewissenhafte Strenge im Lehrberuf, welche sich bei allen fast ohne Ausnahme findet. Die Besorgniß, daß die Beschäftigung mit der Politik vorherrschen werde, war durchaus ungegründet. Einige Lehrer, deren Tendenz mehr dahin ging, haben die Anstalt bald verlassen, oder sind in Kurzem davon zurückgekommen, so daß in diesem Augenblick außer einigen Zürichern keiner auch nur irgend welchen thätlichen Antheil an der Politik nimmt. Eine andere rühmliche Seite des Lehrerkorpus ist die große Eintracht und Harmonie, welche in ihm herrscht. Von den sonst unter Universitätslehrern leider so häufigen Zänkereien, Spaltungen und Intriguen findet sich fast keine Spur. In einer wöchentlichen Abendvereinigung findet man alle ohne Unterschied des Alters, der politischen oder wissenschaftlichen Ansichten einträchtig versammelt.

Rücksichtlich der Vollständigkeit des Unterrichts bleibt noch Einzelnes zu wünschen übrig. Besonders bedürfte die philosophische Fakultät Verstärkung an Lehrern. An öffentlichen

Bibliotheken ist kein Mangel, die Naturaliensammlungen sind nicht unbedeutend, Zeitungen und Zeitschriften bietet in seltner Vollständigkeit das trefflich eingerichtete Museum. Anlage eines neuen botanischen Gartens und Erbauung eines neuen Spitals und Anatomiegebäudes sind bereits dekretirt.

Die Studirenden endlich anlangend ist ihre Zahl fortwährend im Wachsen und kommt der der kleineren deutschen Universitäten, wie Erlangen, Gießen und Kiel ziemlich nahe. Etwa ein Sechstel sind Nichtschweizer, namentlich Deutsche, die übrigen zur Hälfte Züricher, zur Hälfte aus andern Kantonen. Auffallend ist die kleine Zahl derer aus andern Kantonen; sie zeigt nur zu deutlich, wie festgewurzelt noch immer der sogenannte Kantönligeist ist. Die politischen Flüchtlinge sind in Folge der neuesten Verfügungen fast gänzlich verschwunden. Bei weitem die Mehrheit bilden die Mediziner. Nächst ihnen stehen an Zahl die Theologen. Juristen sind sehr wenige und werden es bleiben, so lange die Staatsämter nur auf einige Jahre verliehen werden und daher jeder der Ungewißheit des Berufs wegen sich scheut, bedeutende Kosten auf die Vorbereitung zu demselben zu verwenden. Von Fleiß und Sittlichkeit kann man nur Gutes sagen. Sehr selten fallen Unordnungen, fast niemals Duelle vor und Renomisterei, Burschikosität, Landsmann- und Burschenschaften sind fast gänzlich unbekannte Dinge. Auch in der wissenschaftlichen Vorbildung leisten die Züricher alles nur Wünschbare. Unter denen aus andern, namentlich den

kleineren katholischen Kantonen vermißt man öfter gediegene Vorkenntnisse.

Ein Prognosticon wagen wir der Hochschule nicht zu stellen. Manches läßt sich hoffen, manches befürchten. Zu den Hoffnungen gehört, daß benachbarte Kantone mehr und mehr den wohlthätigen Einfluß der Anstalt erkennen und sie unterstützen; zu den Befürchtungen, daß Männer von geringerem Eifer für Wissenschaft an das Ruder des Staats gelangen, und daß die kleinstädtische und kleinstaatische Abneigung gegen ausländische Lehrer, die vor 1831 herrschte und alle Lehrstellen zu Versorgungen und zum Theil Sinecuren für die lieben Stadtbewohner werden ließ, früher oder später wieder vorherrschend werde.

Politisches.

Daß die politischen Verhältnisse Zürich's im Jahr 1831 eine Umformung erlitten, ist bekannt. In Folge der Restauration hatte seit 1815 die Stadt wieder die alleinige Herrschaft über den ganzen Kanton erlangt. In der gesetzgebenden Korporation, dem großen Rath, war nur die Stadt repräsentirt und alle bedeutenderen Staatsämter in der Stadt und auf dem Lande wurden nur an Städter vergeben. Die Herrschaft selbst wurde mit großer Milde geübt und hatte durchaus den Charakter des Väterlichen, Patriarchalischen, wie denn auch die einflußreichsten Männer fast durchgängig hochbejahrte Männer waren. Eben dieser letztere Umstand, dann aber die Besorgniß, durch erhöhte Auflagen oder Reformen das Mißvergnügen der Landschaft zu erregen, welche unter Napoleon auch die Süßigkeit des Herrschens kennen gelernt hatte, bewirkte nun, daß während voller fünfzehn Jahre für Verbesserung der materiellen und geistigen Ver-

hältnisse so gut als gar nichts von Seiten der Regierung geschah, sondern alles in dem dermaligen Zustande belassen wurde. So trat Zürich, welches früher allen übrigen Kantonen mit löblichem Beispiel vorangeschritten war, hinter diese, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Reformen vornahmen, zurück. Schon vor 1831 war daher besonders unter den gebildeteren Landbewohnern und jüngeren Zürichern großes Mißvergnügen bemerkbar. Nach der Julirevolution führte diese Verstimmung zu einem Ausbruche, der denn die Herrschaft mehr in die Hände der Landschaft brachte.

Man muß es rühmend anerkennen, daß die neue Herrscherin oder vielmehr ihre Leiter in wenigen Jahren das Versäumte großen Theils nachgeholt haben. Eine Menge von Mißbräuchen sind abgestellt, fast in jedem Zweig der Administration bedeutende Verbesserungen vorgenommen worden.

Für die Heerstraßen, welche im kläglichsten Zustand gewesen, ist vieles geschehen und geschieht fortwährend vieles. Die Posteinrichtungen werden bald den deutschen nicht mehr weit nachstehen. Handel und Gewerbe haben durch die Aufhebung aller Monopolien einen frischen Aufschwung genommen und die Stadt, welche anfangs dabei zu verlieren fürchtete, gewinnt nur, da sie ihrer günstigen Lage wegen stets Mittelpunkt bleiben muß und wird.

Im Fache der Justiz hat man für ein einfacheres rascheres Prozeßverfahren Sorge getragen; doch ist die Zahl wissenschaftlich gebildeter Juristen noch nicht groß.

Unendlich viel ist für das Erziehungswesen geschehen, und auch der Zustand der Finanzen soll verbessert worden sein, indem viele Domänen, welche fast gar nichts eintrugen, für nicht unbeträchtliche Summen verkauft, und die meisten indirekten Abgaben in direkte Vermögenssteuern umgewandelt worden sind. Doch mögen immerhin die Steuern beträchtlicher als unter der alten Regierung sein. Lächerlich aber ist es, wenn man sie als drückend darstellen will, da hieran bei der durchgängigen Wohlhabenheit des Volks gar nicht zu denken ist.

In den kirchlichen Verhältnissen klagen die Frommen wie immer über Abnahme der Religiösität; allein kaum dürfte man irgendwo gefülltere Kirchen finden.

Daß man in den Verhältnissen zum Auslande während der letzten Jahre gerade nicht immer mit großer Klugheit und Weisheit gehandelt, muß man jungen Regenten, die eben immer die Geschichte erst mit ihrer eignen Erfahrung beginnen, zu gute halten. Jedenfalls verdient es Anerkennung, daß auch hierin Zürich zuerst wieder die Bahn der Mäßigung und des Völkerrechts betreten hat.

In den gesetzgebenden Versammlungen wird ruhige unpartheiische Berathung immer gewöhnlicher, und wenn einzelne Männer noch immer eine große Gewalt über dieselben ausüben, so geschieht dieß weniger darum, weil sie Parteihäupter sind, als weil sie eben entschiedenes Talent besitzen und durch die Macht ihrer Gründe siegen.

Die eingeführte Preßfreiheit hat keinen wesentlichen Nachtheil erzeugt, sondern nur Göthe's Spruch bestätigt, daß sie Verachtung der öffentlichen Meinung bewirkt.

Daß endlich der rohe Haufen leicht überwiegenden Einfluß erhalten könne, ist eine ungegründete Befürchtung. Die Bevölkerung des Kantons ist im Durchschnitt viel zu gutmüthig, gebildet und wohlhabend, als daß rohe Ausbrüche, wie die der Verbrennung einer Fabrik, sich wiederholen, oder auch nur eine unruhige Neuerungssucht überhand nehmen könnte. Lächerlicher kann nichts sein, als was ein Züricher einst gegen mich äußerte, der Verlust der Schanzen sei nicht wegen auswärtiger Feinde, sondern deswegen zu beklagen, weil man den Angriffen der Landleute, welche wahre Tiger seien, preisgegeben. Wer etwas zu verlieren hat, zieht ein gewisses Besitzthum stets einer ungewissen Vergrößerung vor. Dazu kommt das geringe Interesse der Landleute an politischen Dingen. Ich habe selbst Volksmänner klagen gehört über diese politische Apathie, welche es so schwer mache, die Massen aufzuregen. Einige schlagende Beispiele hat die jüngste Zeit in den Wahl- und Volksversammlungen geliefert. Bei jenen waren zuweilen von tausend stimmfähigen Landbewohnern kaum zwanzig oder dreißig erschienen. Von der letzten Volksversammlung aber lohnt es der Mühe genauer zu reden, da sich manche unserer Leser wohl noch keinen rechten Begriff von einem solchen Phänomen überhaupt bilden können.

Die Tagsatzung hatte im Monat Juli beschlossen, den

Forderungen der fremden Mächte entsprechend zur Austreibung der politischen Flüchtlinge energischere Maßregeln zu ergreifen. Einige Volksversammlungen hatten bereits nicht sehr höfliche Petitionen im entgegengesetzten Sinne eingereicht. Mehrere Züricher Patrioten, welche der Ansicht der Tagsatzung beistimmten, hielten es daher für passend, dieselbe auch durch das Gewicht einer Volksmasse zu unterstützen, setzten eine Adresse auf, in welcher die Tagsatzung wegen ihrer Verfahrungsweise belobt ward, und beriefen nun eine Volksversammlung auf Sonntag den 21. August um ein Uhr in die Nähe von Zürich.

Gegen Mittag begann es lebendig zu werden in der Stadt. Von allen Seiten zogen einzelne Landleute oder ganze Schaaren zu Fuß und in großen, mit grünen Reisern gezierten Leiterwagen durch die Stadt dem Schauplatze zu. Hier war eine hohe Tribüne errichtet und mit alten erbeuteten Fahnen ausgeschmückt.

Gegen ein Uhr bestieg das aus etwa zwölf Mitgliedern bestehende Komité die Tribüne. Die Volksmenge soll sich nach der günstigsten Berechnung auf zehntausend belaufen haben. Böller wurden zum Zeichen des Anfangs gelöst. Es folgten vierstimmige Gesänge eines Männerchors, der in der Nähe des Komités aufgestellt war. Dann begannen die Reden einzelner Mitglieder dieses letzteren. Sie hatten sämmtlich den Zweck, die vorzulegende Adresse zu empfehlen. Aus der Versammlung selbst wagte kein einziger als Redner

aufzutreten; ja selbst die Beifallsrufe waren selten und ziemlich schwach. Man schritt zur Hauptsache, zum Vorlesen der Adresse. Es hatte zu regnen angefangen; unzählige Schirme waren aufgespannt. Die Stimme des Vorlesers war überdieß so leise, daß kaum die Nächststehenden sie deutlich hören konnten. Gleichwohl wurde die Frage, ob man die Adresse annehme, mit allgemeinem Handaufheben bejaht.

Schon glaubte das Komité zu glorreichem Ende gelangt zu sein, als Doktor Henne von St. Gallen auf die Tribüne trat und vorschlug, in einer zweiten Petition die Tagsatzung um Konstituirung eines Verfassungsraths zum Zweck größerer Centralisation der Schweiz aufzufordern. Die auf die große Masse berechneten Kraftausdrücke und Witze des Redners wurden immer von einem ziemlich matten Bravo begleitet, das stets aus derselben Gegend herkam. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß es das Häufchen seiner Getreuen war, welches, von St. Gallen mitgebracht, die ohne Zweifel erhaltene Instruktion mit bestmöglicher Anstrengung der Kehlen zu exequiren suchte. Nach beendigter Rede wollte Dr. Henne seine Petition verlesen und zur Abstimmung bringen. Allein das hohe Komité, fürchtend die Sache möge zu Weiterungen, zu Verwirrungen und Zwietracht führen, erklärte dem Herrn Doktor, daß daraus nichts werden könne. Nach einigem Hin- und Herreden, während dessen mehrere Stimmen aus dem Haufen das Verlesen verlangten, erklärte Herr Henne, daß er die Eintracht nicht stören und seinen Antrag zurück-

nehmen wolle, und verließ die Bühne. In der Menge ließ sich einiges unzufriedene Murren vernehmen. Allein der Präsident erklärte die Komödie für beendigt, der Sängerchor fiel ein, die Böller krachten und die Menge stob auseinander.

„Das ist aber ein rechtes Herrenspiel", hörte ich einen heimziehenden Landmann sagen. „Und wie viele von diesen zehntausend mögen wohl jetzt wissen, worüber sie abgestimmt?" frug mich ein Züricher beim Weggehen. Ich sagte: „Wohl kaum die Hälfte." Er meinte: „Ein Zehntel."

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB 013402538880

Löw zu Steinfurth, Ludwig <<von>>,

Zürich im Jahre 1837 nach den natürlichen und geselligen Verhältnissen
geschildert für Einheimische und Fremde

Zürich 1837

Bamberg, Staatsbibliothek -- Top.o.307
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11779602-6